Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 49

Artikel: Die Hände der Janina Wogal
Autor: Eskul, Noemi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757780

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Hände der Janina Wogal

Von Noemi Eskul

Es ist gewiß nicht verwunderlich, daß wir nun immer wieder daran denken müssen: an den langen, strahlenden Sommer, den wir in den polnischen Bergen verbracht hatten. Nur ein Jahr trennt uns von dem sonnigen Frieden jener Tage —, aber was für ein Jahr!

Die Landschaft steht mir vor Augen, diese einsamen Höhenzüge, die so feierlich still und so menschenleer waren, daß man sich zurückversetzt fühlte in die ersten Tage der Schöpfung; die winzigen Dörfer, die weit verstreut in den Tälern lagen, und die Menschen, an denen Jahrhunderte spurlos vorübergegangen sind und die, unbekümmert um den immer unheimlicher dröhnenden Schritt unserer Zivilisation, nach ihren eigenen Gesetzen leben und sterben . . .

Einen nach dem anderen sehe ich sie aus dem Grün der Wiesen und dem Dunkel der Wälder treten; allen voran aber die hohe, hagere Gestalt des Josef Kobiela, den Arm schützend um die Schultern seiner blassen Frau gelegt, der rotblonden Janina mit der seltsamen Lebensgeschichte — —

Wir waren bei Josef Kobiela an einem regnerischen Septemberabend eingekehrt, nachdem uns das Unwetter auf einer unserer einsamen Wanderungen überrascht hatte. Im strömenden Regen und dem rasch hereinfallenden Dunkel hatten wir uns heillos verlaufen und sahen schon mit Schrecken einer ungemütlichen Nacht im Freien entgegen, als fernes Hundegebell und das gedehnte Brüllen einer Kuh im Stalle uns den Weg zu einer menschlichen Behausung wies.

Bald sahen wir auch durch das sich langsam lichtende Dickicht die Umrisse des Bauernhofes: breit und klotzig lag er da am Fuße des Berges, das hohe Strohdach tief über die winzigen Fenster gezogen, von denen nur eines einen schwachen Lichtschimmer gab. Als wir uns auf zehn Schritt etwa dem Hause genähert hatten, trat ein Mann über die Schwelle und beruhigte den Hofhund, der heiser Alarm bellte. Der Schein der Stallaterne, die der Mann in der Hand hielt, hob seine mächtige Gestalt aus dem Dunkel, die noch höher erschien in der kleidsamen Tracht dieser Gegend — den enganliegenden Hosen aus weißer Wolle und der Jacke aus ungegerbtem Schafsfell, die diese Bauern mit einer unnachahmlichen Grandezza lose um die Schultern tragen. Die reichen Stickereien an den Beinkleidern verrieten den wohlhabenden Mann.

«Gelobt sei Jesus Christus!» sagten wir, dem Brauch des Landes gehorchend, um mit diesem Gruß zu bezeugen, daß wir uns in freundlicher Absicht dem Hause näherten.

«. . . in Ewigkeit, Amen», vollendete der Mann die uralte Formel des Grußes. «Wer seid ihr?»

Wir brachten unsere Wünsche vor. Ob wir — verirrt, hungrig und bis auf den letzten Faden durchnäßt wie wir waren — Speis und Trank und Dach überm Kopf für diese Nacht bekommen könnten?

Der Mann antwortete nicht gleich. Schweigend hob er die Laterne, daß sie auch unsere Gesichter beleuchtete, und dabei wurde auch sein Gesicht uns sichtbar: Züge, wie man sie oft in diesen Berggegenden findet — scharf und eckig, wie aus hartem, dunklem Holz geschnitzt, und eigentlich ohne Alter: er konnte vierzig, er konnte auch sechzig Jahre alt sein.

«Kommt herein», sagte er dann und wies mit einer breiten, schönen Bewegung auf die offene Türe. «Willkommen in meinem Haus . . .»

Die Stube war nur durch den rötlichen Schein des offenen Feuers beleuchtet, das unter einer primitiven Herdplatte brannte.

«Janka», rief der Mann, «hier sind Fremde. Verirrt und hungrig. Bring rasch etwas Warmes auf den Tisch.»

Eine schmächtige Frauengestalt löste sich aus dem Dämmer der Stube. Sie grüßte uns mit einer stummen Verbeugung, griff nach einem Melkeimer und verschwand mit einem raschen Schwung der faltenreichen Röcke im dunklen Flur.

Der Hausherr half uns aus den durchnäßten Windjacken, und während wir mühsam die nassen Stiefel von den Füßen zogen und halbwegs trockene Strümpfe aus dem Rucksack hervorkramten, zündete er eine Kerze an, hob den Deckel von einer geschnitzten Truhe und holte zwei Paar dicke Socken heraus aus ungefärbter Wolle. «Hier, das sollt ihr jetzt anziehen», sagte er, «das ist nämlich Wolle; von meinen eigenen Schafen, hier im Hause gesponnen und hier gestrickt. Das wärmt anders als euer Fabrikszeugs da . . .!»

Die Frau kam zurück mit der frischgemolkenen Milch und machte sich am Herd zu schaffen. Der Mann — wir hatten inzwischen erfahren, daß er Josef Kobiela hieß — griff nach seinem breitrandigen Hut. «Ich spring nur schnell zu Vetter Wojtek hinüber und hole einen Laib frisches Brot. Die haben gerade heute gebacken. — Wir backen nämlich nur einmal in zwei Wochen», sagte er erklärend zu uns, «und unser Brot ist nun zehn Tage alt, nichts für Leute, die es nicht gewohnt sind . . .»

Er nickte uns freundlich zu und wandte sich zum Gehen; aber ehe er die Stube verließ, trat er zu der Frau hin, legte den Arm um ihre Schulter und sagte zu ihr etwas, das wie ein zärtlicher Scherz klang. Sie hob den Kopf zu ihm und lächelte, ihr Gesicht war nur schwach beleuchtet, wir errieten das Lächeln mehr als wir es sahen . . . Und doch war etwas um diese zwei Menschen, das uns zwang, den Blick zu senken: wir hatten das Gefühl, die heimliche Liebkosung zweier Liebesleute belauscht zu haben . . . Das war verwunderlich: denn die Leute hier pflegten sonst mehr als sparsam zu sein mit den Aeußerungen ihrer Gefühle. —

Als der Mann gegangen war, hockte sich die Frau auf einen niedrigen Schemmel am Herd und machte sich ans Kartoffelschälen. Von Zeit zu Zeit warf sie ein paar neue Holzscheite ins Feuer. Im Schein der aufflackernden Flamme sahen wir ihr blasses Gesicht und ein paar Strähnen rotblonden Haares, die unter dem bunten Kopftuch hervorlugten. Unsere Augen hingen eine Weile an dem feingezeichneten Profil der Frau, glitten schläfrig über die weiche Linie der Schultern, über die bunte Stickerei an den Aermeln, hinab zu den geschäftigen Händen . . . Aber hier stolperten unsere Blicke, sie überschlugen sich förmlich und blieben fast erschrocken an diesen Händen haften: was war das? Schien schon das Gesicht der Frau ungewöhnlich fein und zart zu sein für eine Bäuerin, so waren die Hände vollends überraschend: schmal und schlank, mit fast überlangen Fingern, die wie selbständige Wesen wirkten; sie leuchteten weiß in der Dunkelheit — selbst die brennende Sonne des Erntemonats hat also dieser schneeigen Weiße nichts anhaben können, die noch unterstrichen wurde durch eine breite, rötliche Narbe, die über beide Handrücken lief. Es war etwas geradezu Unheimliches in der lautlosen Geschmeidigkeit dieser Hände, sie schienen zu geschickt, zu behend, ja geradezu knochenlos zu sein — weiße, hurtige Schatten . . .

Und während wir, wider Willen gefesselt, in den Anblick dieser seltsamen Hände vertieft waren, geschah das Merkwürdige: die Frau hob plötzlich den Kopf und wandte sich an uns mit der ziemlich verblüffenden Frage: ob wir auch Paris kennen? Man höre ja unserer Sprache an, daß wir Ausländer seien . . .

Wir antworteten nicht wenig verwundert: ja, gewiß, wir wären oft in Paris gewesen.

Die Frau ließ die Hände in den Schoß sinken und sah eine Weile schweigend ins Feuer. Dann sagte sie: «Nun, vielleicht kommen Sie noch einmal hin. Dann grüßen Sie den Bois de Boulogne, und die Champs-Élysées, und die kleine Gasse auf dem Montmartre — nein, wie hieß sie doch, nun habe ich es vergessen . . . gleich hinter dem ‚Grünen Kakadu' . . .»

Das sagte sie in einem fließenden, fehlerfreien, ja, fast akzentreinen — Französisch!

Wir schnappten nach Luft. Das war — nein, das war unvorstellbar! Da saßen wir, in der abgelegensten Ecke der Karpathen, in einer ungeweißten Bauernstube mit dicken geschnitzten Deckbalken als einzigen Schmuck, — da saßen wir, hunderte von Kilometern, nein — hunderte von Jahren von jeder Andeutung auf westeuropäische Kultur entfernt, der Regen trommelte an die niedrigen Fenster und das offene Feuer prasselte unter einem vorhistorischen Herd . . . und vor diesem Herd hockte eine Bäuerin in der traditionellen, uralten Tracht dieser Gegend und sprach zu uns von Paris, in einem tadellosen Französisch . . .

«Ja . . . aber . . . woher?» . . . stießen wir endlich heraus, als wir uns von unserer Ueberraschung etwas erholt hatten.

Die Frau saß noch immer unbeweglich und schaute unverwandt in die Glut. «Ich kenne Paris», sagte sie endlich, «ich habe dort einmal gewohnt . . . viele Jahre . . ., aber das ist lange her. Das ist sehr lange her», schloß sie kurz und setzte den Topf mit den Kartoffeln mit einem energischen Ruck auf den Herd.

Mehr erfuhren wir nicht, weder an jenem Abend, noch am anderen Morgen. Uebrigens verließen wir schon in der Frühe, im Glanz der nun wieder strahlend aufgehenden Sonne, das gastfreundliche Haus.

*

Wir kamen auf dieses Erlebnis erst wieder zu sprechen, als wir in der nächsten Kreisstadt den Rechtsanwalt Gronski besuchten, von dessen berühmter Sammlung alter Volkskunst wir gehört hatten.

«Der Mensch unserer Gegend ist oft sonderbar», sagte der Anwalt, als wir uns bewundernd über den hohen künstlerischen Wert der bäuerlichen Arbeiten äußerten, «oder vielleicht erscheint er nur uns, den von der sogenannten Kultur Verbildeten, sonderbar und ist an sich eigentlich der natürliche Mensch? Primitiv — ja, das ist er in vielen Dingen, aber welche Weisheit wohnt in so Manchem von diesen Primitiven! Jedenfalls birgt ihre Psyche für unsereinen auf Schritt und Tritt Ueberraschungen . . . Ich könnte ein Lied davon singen. Als Anwalt bekommt man so manchen Einblick . . .»

Da erzählten wir von unserm Erlebnis mit der französisch sprechenden Bauernfrau.

«Ach so», lächelte er und nickte, «Janina . . ., die schöne Janina Wogal . . .»

«Wogal? Nein, warten Sie . . . hieß der Mann nicht so etwas wie Kobiela?

«Ja, schon. Aber ehe sie den Kobiela heiratete, hieß sie Janina Wogal. Das heißt, das war eigentlich auch nicht ihr richtiger Name, sondern der Bühnenname ihrer Mutter, der Tänzerin Wanda Wogal . . . Nein, Sie haben sicherlich nie von ihr gehört, ihre Glanzzeit liegt zu lange zurück, aber vor dem Weltkrieg war sie die ‚große Nummer', erst in den Warschauer und dann in den Pariser Variétés. Die kleine Janina war das einzige, was sie von einer glanzvollen Liaison mit einem sehr adligen Herrn zurückbehalten hatte. Nicht, daß sie sich das Kind gewünscht hätte, bewahre, aber nun hatte sie es einmal, und so wuchs der Wurm auch auf, zwischen Hotelzimmer und Variété-Garderoben, einmal wie ein Hündchen getätschelt und einmal gepufft, und dann wieder vergessen. Ich kenne die Geschichte ziemlich genau, ich habe nämlich Janina verteidigt . . .»

«Verteidigt?» . . .

«Jawohl. Das ist eine merkwürdige Geschichte. Uebrigens Wasser auf die Mühle jener Gelehrten, die behaupten, daß man nicht als Verbrecher geboren, sondern zum Verbrecher gemacht wird . . . Haben Sie nicht etwas Besonderes an ihr bemerkt?»

«Ja, die Hände . . .»

«Das ist es. Die Hände sind ihr zum Verhängnis geworden. Ein Musiker, der eine Zeitlang der Auserwählte ihrer Mutter war, ist der erste gewesen, der auf die merkwürdigen Hände Janinas aufmerksam wurde ‚die Kleine hat ja Hände wie eine geborene Klaviervirtuosin — man müßte ihr Unterricht geben.' Es ist auch zu ein paar Stunden gekommen, aber weiter ist nicht viel daraus geworden, übrigens gingen die Wogal und der Musiker bald wieder getrennt auf Tournée.

Damals bemerkte zum zweitenmal ein Mensch Janinas ungewöhnliche Hände — ein Kollege der Tänzerin, der berühmte Zauberkünstler, der ‚das Unmögliche möglich machte', der ‚Große Hexenmeister der Neuzeit'. Er fand sie einmal, wie sie sich in den Winkeln der Hotelkorridore herumdrückte und amüsierte sich damit, ihr einige Griffe zu zeigen. Sie begriff sofort, sie konnte es blitzschnell, ihre Geschicklichkeit war erstaunlich, die Leidenschaft, mit der sie sich dieser Lehre ergab, war beinahe beängstigend. Ihre Hände waren ja Wunder, sie führten bald die schwierigsten Tricks mit genialer Mühelosigkeit aus. Es scheint, dem Meister war dabei nicht ganz geheuer zu Mute, jedenfalls brach er den scherzhaften Unterricht bald wieder ab.

Das Unglück wollte es, daß die kleine Janina damals ihr Herz an einen eingebildeten Affen hängte, den zwölfjährigen Sohn eines hohen Gönners der Tänzerin. Sie wissen wohl, wie so eine erste scheue Liebe ist . . . Die ganze Ergebenheit ihres hungrigen und einsamen Herzens bot sie dem hochnäsigen Burschen dar. Aber der junge Herr mit der Reitgerte, die er stets bei sich trug, weil er so stolz darauf war, daß er schon ausreiten durfte, sah mit unerweichbarem Hochmut über Janinas schüchterne Liebesdienste hinweg.

Da beschloß die Kleine, ihm mit ihrer neuerworbenen Fertigkeit zu imponieren. Sie ging eines Tages auf ihn zu — auf der Weste des kleinen Snobs prangte eine richtige goldene Uhr an einer richtigen goldenen Kette, — sie rief: ‚eins, zwei, drei — wo ist deine Uhr? Deine

Niemals verloren

VON CARL HEDINGER

Quellen versiegen,
Ströme zerrinnen
Tief und verschwiegen
Endlos von hinnen.
Daß sie bestanden,
Künden die Spuren,
Bis das Versanden
Alle erfuhren.

Vielen Gestalten
Liehen wir Leben,
Doch ihr Erkalten
War ein Verschweben.
Menschliches Hoffen
Bricht aus den Toren
Ewigkeitsoffen —
Niemals verloren.

Trennung und Binden,
Tröstlicher Reigen,
Selbstüberwinden,
Trauervoll Neigen.
Anfang und Ende —
Geist offenbaret:
Durch Gottes Hände
Selig verwahret.

Uhr ist weg!' — Er griff nach der Uhr, er griff noch einmal, die Uhr war weg, sie war wirklich weg . . .

‚Gib sie her', keuchte er, ‚gib sie sofort wieder her!' Nein, sie gab sie nicht gleich, sie kostete noch ihren Triumph, sie zog es hinaus, um ihn nachher mit der wiedergesehenkten Uhr noch mehr zu beglücken — da schrie er mit gellender Stimme: ‚Sie hat mich bestohlen! Sie hat meine Uhr gestohlen!' . . . und im selben Augenblick ging auf die geräuschlos mit der Hervorzauberung der Uhr beschäftigten Hände pfeifend die Reitpeitsche nieder . . .

So begann die Laufbahn der Diebin Janina Wogal. Uebrigens — ein Schulbeispiel für Freud und Adler und wie sie alle noch heißen, die modernen Seelenärzte... Seit jenem Tage waren Janinas Hände eigenwillige, rachsüchtige, boshafte Wesen geworden, mit dem unverwischbaren Mal ihrer großen Schande gezeichnet. Das Wort ‚Diebin' brannte sich ein in ihre Seele — sie wurde zur Diebin. Ihr ‚Talent' verführte sie immer wieder. Alle Besserungsversuche scheiterten an der unüberwindlichen Lockung, die Virtuosität dieser Hände sich an immer gefährlicheren Aufgaben erproben zu lassen. Niemand wurde je Herr über den verderblichen Trieb dieser Hände, außer — — ja, außer Josef Kobiela. Der hat es geschafft.

Gott weiß, welche widrigen Winde Janina in unsere Gegend verschlagen hatten, — ihre Mutter stammte aus einem naheliegenden Dorf. Wurde ihr der Boden im Ausland zu heiß, oder war es der unerklärliche Ruf der Heimat — vielleicht wollte sie hier wirklich ein neues Leben beginnen . . . Aber auch hier erlag sie ihrer unseligen Versuchung. Gleich am ersten Tage — es war ein Markttag — beging sie einen Diebstahl. Am hellichten Tage. Es war nicht viel drin, in dem Geldsäckel des Bauern, den sie unter den ungünstigsten Umständen zu entwenden versuchte — ich glaube, es ging ihr wieder einmal mehr um die Kunst als um die Beute.

Ich wurde der Fremden von Amts wegen als Verteidiger bestellt. Ich muß sagen, ich ging an die Sache ohne besonderen Eifer — mein Gott, ein Diebstahl wie jeder andere, ein höchst langweiliger ‚Fall'. Aber da geschah es, daß meine Klientin Vertrauen zu mir faßte. Das verhärtete Herz öffnete sich — vielleicht, weil ich mit ihr die Sprache ihrer Mutter, die Sprache ihrer frühen Kindheit sprach — sie begann zu reden, und so erfuhr ich die ganze Geschichte. Da beschloß ich, eine glühende Verteidigungsrede zu halten.

Aber ich kam gar nicht so weit. Ich sehe die ganze Szene noch ganz deutlich vor mir — den kleinen Gerichtssaal, wo man solche ‚unbedeutende' Sachen zu verhandeln pflegte, und in der Anklagebank das blasse rothaarige Mädchen, ganz still und in sich versunken. Aber plötzlich erhob sie sich wie eine Somnambule und sagte unvermittelt, indem sie ihre beiden Hände gegen den Richter ausstreckte: „. . . hier, diese Narbe . . . Da hat mich einmal einer mit der Reitpeitsche geschlagen... ich wollte nichts Böses damals . . . aber seither habe ich immer nur Böses getan. Nie ist jemand gut zu mir gewesen. Wenn ich einen Vater gehabt hätte, oder einen Bruder, oder einen Mann, der mich bei der Hand genommen hätte und gesagt: so, nun hör' auf —, so hätte ich vielleicht aufgehört . . . denn ich will ja gerne ehrlich sein . . . und gut.' Und die Tränen liefen ihr aus den weitaufgerissenen Augen.

Der Bestohlene stand da, mit beiden Händen auf seinen Knotenstock gestützt, und sah unverwandt in das verweinte Mädchengesicht und auf die unruhigen Hände, die sich sehr weiß von dem dunklen Holz der Schranke abhoben. Und da geschah das Unerwartete: er ging auf die Anklagebank zu — ich sehe noch seine hohe, hagere Gestalt mit langsamen großen Schritten den Raum durchmessen — und legte seine breite, braune Bauernhand auf die schmalen Hände der Angeklagten, so daß sie ganz darunter verschwanden. ‚No . . ., no . . . kleines Fräulein', sagte er, ‚weine nicht . . . es wird noch alles gut . . .'

Und dann bat er das Hohe Gericht, die Anklage zurückzunehmen. Das ging nicht. Aber ich beantragte schnell Bewährungsfrist — und das ging. Es war ja das erste Vergehen der Angeklagten hier im Lande . . .

Der Bestohlene war Josef Kobiela. Wie Sie wissen, hat er den Mut gehabt und hat die Janina geheiratet. Ich glaube, sie leben sehr glücklich zusammen. Er hat sie von ihrem ‚bösen Geist' befreit.

Wie er das angestellt hat? Nun, das weiß ich nicht so genau. Aber ich traf ihn einmal später hier in der Stadt, und da sagte er mir in der wortkargen Art unserer Bauern: ‚Sehen Sie, Herr Anwalt, das ist so: säen Sie Korn, so wächst wieder Korn, und säen Sie Hafer, so wächst Hafer. Aus Haß und aus Härte wird immer wieder Haß und Härte. Daher hat uns Gott der Herr die Liebe befohlen . . .'

«Ja, unsere Menschen sind oft sonderbar», schloß Anwalt Gronski nach einer kurzen Pause, «oder vielleicht sind sie gar nicht sonderbar, sondern nur natürlich — vielleicht ist so der Mensch eigentliche Natur?»

Gut und gemütlich
im Palace Hotel Davos
Diesen Winter werden die Preise nicht erhöht
Tel. 971 W. Holsboer

Leiden Sie an
RHEUMA, GICHT, ISCHIAS
dann das wirksame Mittel
UROZERO
Kräftiges Ausscheiden der Harnsäure und schmerzlindernd. Schachtel à Fr. 2.20 u. Fr. 6.—. In allen Apotheken. Prospekte gratis.

NÜTZLICHE ANREGUNGEN
finden Sie auf allen Inseratseiten dieser Nummer. Sehen Sie sich stets die Inserate an. Es ist kurzweilig und wie gesagt, sehr nutzbringend.

5
Verlieren Sie nicht den Kopf, wenn Sie die Haare verlieren.
SÉNÉGOL hilft
CLERMONT & FOUET
SÉNÉGOL ist bei Coiffeuren, in Drogerien und Apotheken erhältlich. Preis für 1 Fl. 7.50. Kurpackung 3 Fl. Fr. 20.–

Gut rasiert – gut gelaunt!
Wie man sich wirklich gut rasiert - angenehmer, schneller und erfolgreicher - das lernen Sie erst durch ROTBART-Klingen kennen
SCHUTZMARKE
ROTBART
ROTBART
ROTBART
RASIERKLINGEN

MONPELAS
PARFÜMEUR
PARIS
Vous présente ses produits de Qualité:
L'EAU DE COLOGNE MONPELAS
Flacons à fr. 4.50, 7.50, 13.50 et 24.—
Savon en boîte riche de 3 pains fr. 1.25 par pain
*
LA LAVANDE MONPELAS
Eau de Lavande, flacons à fr. 4.— et 6.50
Savon en boîte élégante de 3 pains fr. 1.25 par pain
*
LA FOUGÈRE MONPELAS
Eau de Fougère, flacons à fr. 4.— et 6.50
Savon en boîte élégante de 3 pains fr. 1.25 par pain
*
PARFUMERIE MONPELAS PARIS
Dépôt pour la Suisse: Zurich

Jung bleiben – länger leben
Nervös Abgespannten
fehlt bald hier, bald da etwas. Nervöse altern vielfach rascher. Wer gute Nerven hat, bleibt länger jung. Gute Nerven = lecithinreiche Nervenzellen. Dr. Buer's Reinlecithin wirkt nervenpflegend, nervenaufbauend.
Für die Nervenpflege
gegen nervöse Kopf-, nervöse Herz-, nervöse Magenschmerzen, nervöse Unruhe und nervöse Schlaflosigkeit
DR. BUER'S REINLECITHIN
für geistige und körperliche Frische.
Erhältlich in Schachteln von Fr. 2.25, 4.—, 5.75, 9.75 (Kurpackung) in Apotheken. Depotlager: City-Apoth. von Salis, Zürich, Löwenstr. 1

Lange seidige Wimpern
und Augenbrauen machen jedes Gesicht schön, anziehend und interessant. Schon nach mehrmaligem Einreiben mit „Tana-Balsam" wachsen Wimpern und Brauen auffallend lang und dicht und bekommen dunkelseidigen Glanz. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Begeisterte Anerkennungen. - Preis mit Wimpernbürstchen Fr. 4.20 und Porto (—.40). Versand per Nachnahme nur durch Tana-Balsam-Vertrieb, Zürich 32 AF

Rüegsegger
Neue, verbesserte Qualität
Hallwiler Forellen
2 x 5 Fr. 1.-